

Jean-Paul Sartre
(Helmut Gebauer)

Biographisches

- geb. 21.6.1905 in Paris
- Vater starb kurz nach seiner Geburt, Mutter zog zu ihren Eltern, großer Einfluss des Großvaters auf Sartre
- Großneffe von Albert Schweitzer
- Mutter heiratete wieder als er 12 Jahre alt war
- 1924-1929 Studium der Psychologie, Philologie, Soziologie und Philosophie
- seither Freundschaft und Lebensgemeinschaft mit Simone de Beauvoir im Verzicht auf bürgerliche Normen
- 1931-33 u. 1934-36 Gymnasiallehrer für Philosophie in Le Havre, dann in Laon (1936-37)
- 1933/34 Stipendiat am Institut Francais in Berlin; Beschäftigung mit der Philosophie Husserls und Heideggers
- 1937-42 Lehrer am Lycée Pasteur in Paris, unterbrochen durch seine Einberufung zum Militärdienst als Sanitäter (1939) und deutsche Gefangenschaft (1940-41), danach am Lycée Condorcet
- 1942-44 Aktivität in einer durch ihn gegründeten Widerstandsgruppe, Versuche diese in die Résistance einzubinden scheiterten, da man Intellektuellen wie Sartre misstrauisch gegenüberstand
- ab 1945 freier Schriftsteller
- Sympathisieren zum Kommunismus führte zum Bruch mit einigen Freunden: A. Malraux, A. Gide, R. Aron, A. Camus
- 1952-56 stand er fr. KP nahe; Reisen in die UdSSR, nach China, nach Cuba
- 1956 Kritik am sowj. Vorgehen in Ungarn
- Bekenntnis zur Beendigung des Algerienkrieges,
- Kritik am amerikanischen Vietnamkrieg
- Kritik am Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten in CSSR 1968
- 1964 Sartre lehnt den Nobelpreis für Literatur ab
- 1973 Direktor der Tageszeitung „Libération“
- 15.4.1980 Tod

Philosophische Werke

- Die Transzendenz des Ego
- Das Imaginäre
- Das Sein und das Nichts
- Kritik der dialektischen Vernunft
- Bewusstsein und Selbsterkenntnis

Romane

- Der Ekel
- Die Kindheit eines Chefs
- Zeit der Reife
- Der Aufschub
- Der Pfahl im Fleische
- Die letzte Chance

Theaterstücke

- Die Fliegen
- Geschlossene Gesellschaft
- Tote ohne Begräbnis
- Die respektvolle Dirne
- Die schmutzigen Hände
- Der Teufel und der liebe Gott
- Kean
- Die Eingeschlossenen von Altona

Biographische Schriften

- Baudelaire
- Saint Genet, Komödiant und Märtyrer
- Der Idiot der Familie. Gustave Flaubert 1821-1857

Sartres Existentialismus

Die Grundüberzeugung der Existentialisten ist, dass die Existenz des Menschen der Essenz, also seinem Wesen vorausgeht. Das kennen wir schon von Heidegger und Sartre schrieb dies in seinem Essay >>Der Existentialismus ist ein Humanismus<<, von dem er sich zwar später distanzierte. Dies betrifft aber nicht die genannte Grundthese.

„Der atheistische Existentialismus, für den ich stehe, ist zusammenhängender. Er erklärt, dass, wenn Gott nicht existiert, es mindestens ein Wesen gibt, bei dem die Existenz der Essenz vorausgeht, ein Wesen, das existiert, bevor es durch irgendeinen Begriff definiert werden kann, und dass dieses Wesen der Mensch oder, wie Heidegger sagt, die menschliche Wirklichkeit ist. Was bedeutet hier, dass die Existenz der Essenz vorausgeht? Es bedeutet, dass der Mensch zuerst existiert, sich begegnet, in der Welt auftaucht und sich danach definiert. Der Mensch, wie ihn der Existentialist versteht, ist nicht definierbar. Er wird erst dann, und er wird so sein, wie er sich geschaffen haben wird.“ (Sartre 2000, S. 149)

„Der Mensch ist zuerst ein Entwurf, der sich subjektiv lebt, anstatt nur ein Schaum zu sein oder eine Fäulnis oder ein Blumenkohl; nichts existiert vor diesem Entwurf; nichts ist am intelligiblen Himmel, und der Mensch wird zuerst das sein, was er zu sein entworfen haben wird. Nicht, was er sein will. Denn was wir gewöhnlich unter wollen verstehen, ist eine bewusste Entscheidung, die bei den meisten von uns erst später gefällt wird, von demjenigen, zu dem sie sich selbst gemacht haben. Ich kann Mitglied einer Partei werden, ein Buch schreiben, heiraten wollen, das alles ist nur Ausdruck einer ursprünglicheren, spontaneren Wahl als einer, die man willentlich nennt.“ (Sartre 2000, S. 150)

Vom Standpunkt der Subjektivität des Sich-selbst-Erlebens des Menschen gibt es kein diesem Erleben vorgängiges Wesen des Menschen. „Wenn tatsächlich die Existenz dem Wesen vorausgeht, ist nichts durch Verweis auf eine gegebene und unwandelbare Natur erklärbar; anders gesagt, es gibt keinen Determinismus, der Mensch ist frei, der Mensch ist die Freiheit. Wenn zum anderen Gott nicht existiert, haben wir keine Werte oder Anweisungen vor uns, die unser Verhalten rechtfertigen könnten. So finden wir weder hinter noch vor uns im Lichtreich der Werte Rechtfertigungen oder Entschuldigungen. Wir sind allein, ohne Entschuldigungen. Das möchte ich mit den Worten ausdrücken: der Mensch ist dazu verurteilt, frei zu sein. Verurteilt, weil er sich nicht selbst erschaffen hat, und dennoch frei, weil er einmal in die Welt geworfen, für all das verantwortlich ist, was er tut.“ (Sartre 2000, S. 155)

Als das philosophische Hauptwerk Sartres gilt die Schrift »Das Sein und das Nichts« (1943). „Der Titel *Das Sein und das Nichts* benennt den Gegensatz, der Sartres Welt- und Menschenbild und damit seine Theorie der Freiheit begründet. Das Sein, das „An-sich“, die nichtmenschliche Wirklichkeit, ist, was es ist, es ist in sich geschlossen, mit sich identisch. Das Bewusstsein dagegen ist nie mit sich identisch, es ist Erinnerung von Vergangenem und Vorgriff auf Künftiges, seine Gegenwart ist auch immer Vergangenheit und vor allem Zukunft. Es ist die Fähigkeit zu fragen und nein zu sagen, auch Nicht-Wirkliches zu imaginieren und „Irreale“ hervorzubringen (ohne diese Fähigkeit gäbe es keine Kunst), es ist das „Nichts“, durch das das Nichts in die Welt kommt.

Für-sich-sein, Bewusstsein, Freiheit gehören zusammen, ebenso ihre Gegensätze An-sich-sein, Dinge, Faktizität, faktische Notwendigkeit. Der Mensch ist weder reines Bewusstsein noch reine Faktizität, er ist nicht Geist oder Körper, sondern beides. Und er lebt in einer gegebenen Welt zu einer gegebenen Zeit, zusammen mit anderen Menschen.“ (von Wroblewski, S. 470)

Der Mensch

- ist in die kontingente Welt des An-sich geworfen, eine Welt, die keinen tieferen Grund in sich trägt, noch einem höheren Zweck folgt, auf den sich der Mensch berufen kann,
- ist gezwungen, sich selbst zu entwerfen, eine Wahl zu treffen und damit „dazu verurteilt, frei zu sein“. (Sartre 1993, S. 950)
- „Verstehbar ist jede Handlung als ein Entwurf seiner selbst auf ein Mögliches hin.“ (Sartre 1993, S. 797)

Das In-die-Welt-Geworfen-Sein und Sich-in-freier-Wahl-Entwerfen betrifft uns nicht als abstraktes Wesen, sondern stets nur individuell in konkreten Situationen, die uns in ihrer Faktizität gefangen nehmen und über deren Sinn wir durch unseren Entwurf entscheiden. Anders ausgedrückt: Im Lichte der Wahl unserer Seinsweise überschreiten wir die Faktizität der situativen Gegebenheiten auf einen Sinn für uns hin.

Die Entscheidung zur Freiheit „ist eine Entscheidung, die [man] nicht nicht treffen kann, auch das Nicht-entscheiden-wollen ist eine Entscheidung. Situation und Freiheit sind für Sartre untrennbar: Freiheit ist nur ‚in Situation‘, die Situation erhält ihren Sinn für den einzelnen durch die Art und Weise, in der er sich geistig und praktisch zu ihr verhält, durch die Wahl, die er trifft, durch den ‚Entwurf‘, mit dem er seine ‚Geworfenheit‘ überschreitet. Der Mensch ist also nicht nur frei, sondern, wie Sartre in *Das Sein und das Nichts* sagt, ‚zur Freiheit verurteilt‘.“ (von Wroblewski, S. 470f.)

Die Radikalität dieser Annahmen wird in der folgenden Darlegung von Sartre deutlich:

„Die wesentliche Konsequenz unserer vorangehenden Ausführungen ist, daß der Mensch, dazu verurteilt, frei zu sein, das Gewicht der gesamten Welt auf seinen Schultern trägt: er ist für die Welt und für sich selbst als Seinsweise verantwortlich. Wir nehmen das Wort >>Verantwortlichkeit<< in seinem banalen Sinn von >>Bewußtsein (davon), der unbestreitbare Urheber eines Ereignisses oder Gegenstands zu sein<<. In diesem Sinn ist die Verantwortlichkeit des Für-sich drückend, weil es das ist, wodurch geschieht, daß es eine Welt *gibt*; und weil das Für-sich auch das ist, das *sich sein macht*, muß es, was immer die Situation ist, in der sie sich befindet, diese Situation gänzlich annehmen mit ihrem eigenen Widrigkeitskoeffizienten, und sei sie auch noch so unerträglich; es muß sie annehmen mit dem stolzen Bewußtsein, ihr Urheber zu sein, denn die schlimmsten Übel oder die schlimmsten Gefahren, die meine Person zu treffen drohen, haben nur durch meinen Entwurf einen Sinn; und sie erscheinen auf dem Hintergrund des Engagements, das ich bin.“ (Sartre 1993, S. 950f.)

Von daher ist es unsinnig, sich zu beklagen. Die „absolute Verantwortlichkeit“ ist Konsequenz der Freiheit. Alle Situationen sind vor diesem Hintergrund als meine Situationen zu verstehen, sie sind „das Bild meiner freien Selbstwahl“. „So gibt es keine *Zwischenfälle* in einem Leben; ein gesellschaftliches Ereignis, das plötzlich ausbricht und mich mitreißt, kommt nicht von außen; wenn ich in einem Krieg eingezogen werde, ist dieser Krieg *mein* Krieg, er ist nach meinem Bild, und ich verdiene ihn. Ich verdiene ihn zunächst, weil ich mich ihm immer durch Selbstmord oder Fahnenflucht entziehen konnte: diese letzten Möglichkeiten müssen uns immer gegenwärtig sein, wenn es darum geht, eine Situation zu beurteilen. Da ich mich ihm nicht entzogen habe, habe ich ihn *gewählt*; das kann aus Schaffheit, aus Feigheit gegenüber der öffentlichen Meinung sein, weil ich bestimmte Werte sogar der Kriegsdienstverweigerung vorziehe (die Achtung meiner Nächsten, die Ehre meiner Familie usw.). Jedenfalls handelt es sich um eine Wahl.“ (Sartre 1993, S. 951f.)

Das Entziffern dieser Wahl ist, was Sartre in „Das Sein und das Nichts“ als >>existentielle Psychoanalyse<< bezeichnet, mit der an Freud anschließen, über dessen empirische Psychoanalyse aber auch hinausgehen will.

Die existenzielle Psychoanalyse

Sartre stellt diese nicht als ein vermeintlich fertiges Konzept vor, sondern als ein Konzept, das aus der Sicht seines Existentialismus möglich sein muss. Welche Gemeinsamkeiten und welche Unterschiede sieht Sartre zwischen Freuds und der existentiellen Psychoanalyse?

- Beide gehen davon aus, dass sich die erkennbaren Manifestationen des Psychischen auf grundlegendere Strukturen zurückführen lassen. Dies erinnert an die Unterscheidung von manifestem und latentem Trauminhalt bei Freud. (Sartre 1993, S. 976)
- „Beide sind der Ansicht, dass es keine primären Gegebenheiten gibt – ererbte Neigungen, Charaktere usw. Die existentielle Psychoanalyse kennt nichts vor dem ursprünglichen Auftauchen der menschlichen Freiheit; die empirische Psychoanalyse behauptet, dass die primäre Affektivität des Individuums ein jungfräuliches Wachs vor dessen Geschichte ist. Die Libido ist außerhalb ihrer konkreten Fixierungen nichts außer einer permanenten Möglichkeit, sich irgendwie auf irgendetwas zu fixieren.“ (Ebenda, S. 976f.)
- Beide betrachten das menschliche Sein nicht als etwas Statisches, sondern als etwas Dynamisches, das menschliche Sein in seiner konkreten Geschichte.
- „Daher betrachten beide den Menschen in der Welt und nehmen nicht an, dass man einen Menschen über das, was er ist, befragen kann, ohne vor allem seine *Situation* zu berücksichtigen. Die psychoanalytischen Untersuchungen wollen das Leben des Subjekts von der Geburt bis zum Beginn der Analyse rekonstruieren; sie benutzen alle objektiven Dokumente, die sie finden können: Briefe, Zeugnisse, Tagebücher, >>soziale<< Informationen aller Art. ... Jedes >>geschichtliche<< Faktum wird von diesem Gesichtspunkt aus als *Faktor* der psychischen Entwicklung und gleichzeitig als *Symbol* dieser Entwicklung betrachtet.“ (Ebenda, S. 977)
- Beide suchen „nach einer grundlegenden Haltung in Situation“. „Die empirische Psychoanalyse sucht den *Komplex* zu bestimmen, dessen Name schon die Polyvalenz aller sich darauf beziehenden Bedeutungen anzeigt. Die existentielle Psychoanalyse sucht die *ursprüngliche Wahl* zu bestimmen. Diese ursprüngliche Wahl, die der Welt gegenüber vollzogen wird und Wahl der Position in Welt ist“. (Ebenda, S. 978f.)
- Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, dass die empirische Psychoanalyse vom „Postulat der Existenz eines unbewussten Psychismus aus, der sich der Intuition des Subjekts prinzipiell entzieht. Die existentielle Psychoanalyse verwirft das Postulat des Unbewussten: das psychische Faktum erstreckt sich für sie auch auf das Bewusstsein. Aber wenn der grundlegende Entwurf vom Subjekt vollständig *gelebt* wird und als solcher total bewusst ist, bedeutet das keineswegs, dass er von ihm zugleich *erkannt* werden muss“. (Ebenda, S. 978)
- Ferner unterscheiden sich die besagten Psychoanalysen in der Reichweite der Analyse, gleichsam in der erreichten Tiefenschärfe. Für Sartre muss der letzte Grund psychischer Manifestationen unhintergebar, irreduzibel sein. Die Libido oder der Wille zur Macht sind selbst noch kontingente psychische Manifestationen. Für Sartre ist es immer möglich, sich „eine >>menschliche Realität<< zu denken, die sich nicht durch den Willen zur Macht ausdrückt, deren Libido nicht den ursprünglichen undifferenzierten Entwurf konstituiert.“ (Ebenda, S. 980)
- „Und eben weil es das Ziel der Untersuchung sein muss, eine Wahl und nicht einen Zustand zu entdecken, muss diese Untersuchung bei jeder Gelegenheit daran denken, dass ihr Gegenstand nicht eine in der Dunkelheit des Unbewussten verborgene Gegebenheit ist, sondern eine freie und bewusste Bestimmung – die nicht einmal im Bewusstsein wohnt, sondern mit diesem Bewusstsein selbst eins ist.“ (Ebenda, S. 983) Dies erklärt sich aus der Intentionalität des Bewusstseins. Das Bewusstsein ist nicht Bewusstsein an sich, sondern immer Bewusstsein von etwas.

Sartres Theaterauffassung

„Der freie Mensch in den Grenzen seiner eigenen Situation, der Mensch, der, ob er will oder nicht, für alle anderen wählt – das ist das Thema unserer Stücke. Wir wollen das Charaktertheater durch ein Situationstheater ablösen; unser Ziel ist es, alle Situationen zu erforschen, die der menschlichen Erfahrung am vertrautesten sind, jene, die sich mindestens einmal im Leben der meisten ergeben.“ (Sartre 1989, S. 376f.)

In diesem Theater „muß der Mensch nicht als ein >>vernünftiges<< oder soziales<< Tier definiert werden, sondern als ein freies, völlig unbestimmtes Seiendes, das sein eigenes Wesen angesichts bestimmter Notwendigkeiten wählen muß, wie zum Beispiel der Tatsache, daß es schon in eine Welt verwickelt ist, die zugleich bedrohliche und günstige Faktoren enthält, unter anderen Menschen, die ihre Wahl vor ihm getroffen und im Voraus über den Sinn dieser Faktoren entschieden haben. Er ist mit der Notwendigkeit konfrontiert, arbeiten und sterben zu müssen, in eine Welt geworfen zu sein, die bereits da ist und die dennoch sein eigenes Unternehmen ist und in der er sich nie wieder zurücknehmen kann: eine Welt, in der er seine Karten ausspielen und seine Risiken auf sich nehmen muß, was es ihn auch kosten mag. Deshalb haben wir das Bedürfnis, bestimmte Situationen auf die Bühne zu bringen, die die Hauptaspekte des Menschseins aufklären, und den Zuschauer an der freien Wahl, die der Mensch in diesen Situationen trifft teilnehmen lassen.“ (Ebenda, S. 375)

Geschlossene Gesellschaft

Zu Beginn des Herbstes 1943 in zwei Wochen geschrieben, hatte dieses Stück einen eher zufälligen Anlass: „Sartre wollte für drei Freunde ein Stück schreiben, ohne einen von ihnen zu benachteiligen. Deshalb suchte er eine geschlossene Situation, in der alle von Anfang bis Ende – für die Ewigkeit – auf der Bühne waren. So kam ihm der Gedanke, sie in die Hölle zu versetzen.“ (Vincent von Wroblewski 1988, S. 469)

Die Personen des Stückes sind Joseph Garcin, Journalist und Herausgeber einer pazifistischen Zeitung in Rio, Estelle Rigaud, Frau eines reichen Mannes, Inés Serrano, Postangestellte und offensichtlich lesbisch, sowie der Kellner, dessen Aufgabe darin besteht, die drei genannten Protagonisten in einen Salon im Second-Empire-Stil zu führen, ein Raum ohne Pfähle, Roste und Ledertrichter und auch ohne Folterknechte, wie die Ankommenden feststellen müssen, aber ebenso ein Raum ohne Spiegel, ohne Fenster. „Und warum ist mir meine Zahnbürste abgenommen worden?“, fragt Garcin in heftig klagendem Ton. Der Kellner: „Da haben wir es. Die Menschenwürde macht sich wieder bemerkbar. Phantastisch.“ (10)

Die Helden haben keine Augenlider mehr und das Licht im Raum kann nicht ausgeschaltet werden.

Garcin: „Schön. Also man muss mit offenen Augen leben.“ (12)

Inés wird in den Raum geführt, ein erstes Wortgefecht:

Inés: „...Sie sind nicht allein, und sie haben kein Recht, mich mit dem Anblick ihrer Angst zu belästigen.“

Garcin: „Haben Sie etwa keine Angst?“

Ines: „Warum denn? Angst konnte man *vorher* haben, als wir noch Hoffnung hatten.“

Garcin: „Es gibt zwar keine Hoffnung mehr, aber wir sind immer noch *vorher*. Wir haben noch nicht angefangen zu leiden.“ (15)

Nachdem auch Estelle den Raum betreten hat, kann das Spiel, in dem sich die Spieler wechselseitig gefangen setzen, beginnen. Sie sind dem Leben abhanden gekommen und können doch noch je für sich beobachten, wie das Leben ohne sie weitergeht und müssen feststellen, dass sie dem Urteil der Lebenden ausgeliefert sind. Dieses Urteil hält sie selbst als Tote fest. Sie sind Abwesende, wie Estelle sagt. Abwesende werden durch Anwesende fixiert.

Nun, woran sind sie gestorben? Estelle: „Lungenentzündung.“ Inés: „Gas.“ Garcin: „Zwölf Kugeln in den Leib.“ (17)

Einander ausgeliefert – ist es Zufall, ist es geplant? – beginnen sie zu ergründen, warum sie in der Hölle gelandet sind. Natürlich können sie es sich nicht recht erklären: „Ein Versehen“, meint Estelle. „Wo ist da ein Vergehen?“, fragt Garcin „Ich gab eine pazifistische Zeitung heraus. Da bricht der Krieg aus. Was tun? Alle richteten ihre Blicke auf mich. ‚Wird er es wagen?‘ Nun, ich habe es gewagt. Ich habe nicht mitgemacht, und sie haben mich erschossen. Wo ist da ein Vergehen?“ (21)

Inés: „Für wen spielen Sie denn diese Komödie? Wir sind doch unter uns.“ (22) Garcin möchte sich eher in sich zurückziehen, da er wohl spürt, dass sie einander seelisch entblößen werden. Inés gibt sich zynisch, aber auch sie weiß: „Es gibt keine körperliche Folter, nicht wahr? Und doch sind wir in der Hölle. Und niemand darf kommen. Wir werden bis zum Ende allein zusammen sein. Ist es das? Kurz, es fehlt hier jemand: der Folterknecht.“ „Der Folterknecht ist jeder von uns für die beiden anderen.“ (22)

Die fehlenden Spiegel

Estelle: „Geht Ihnen das nicht auch so: Wenn ich mich nicht sehe, kann ich mich noch so sehr betasten, ich frage mich, ob ich eigentlich existiere.“ (24)

Im Spiegel der Anderen

Inés stellt sich Estelle als Spiegel zur Verfügung. Sie bietet jener ihre Pupillen.

Estelle: „Im Spiegel war mein Bild zahm. Ich kannte es so gut ... Ich lächle: Mein Lächeln dringt bis in die Tiefe Ihrer Pupillen, und Gott weiß, was dann aus ihm wird.“ (25)

Worin liegt der Unterschied?

Der Spiegel als ein totes Ding liefert mir das Bild, das ich sehen will. Der Andere zerstört meinen Schein, bedrängt mich, fixiert mich nach seinem Bild. Ihm bin ich ausgeliefert.

Inés zu Estelle: „Wenn der Spiegel nun zu lügen anfinge? Oder wenn ich die Augen zumachte, wenn ich mich weigerte, dich anzusehen, was machtest du dann mit der ganzen Schönheit?“ (25)

So sehr wir dem anderen ausgeliefert sind, ohne den Anderen sind wir nichts.

Wie aber entsteht dieses Gefühl des Ausgeliefertseins?

Garcin will sich entziehen. Er versucht, „die Anwesenden zu vergessen.“ (26f.)

Inés: „So! Vergessen. Das ist doch kindisch! Ich spüre Sie bis ins Mark meiner Knochen. Ihr Schweigen brüllt mir in den Ohren. Sie können sich den Mund zukleben, Sie können sich die Zunge abbeißen, können Sie sich deshalb daran hindern zu existieren? Können Sie ihr Denken anhalten? Ich höre es, es macht ticktack, wie ein Wecker, und ich weiß, dass Sie auch meins hören. Sie können sich noch so sehr auf Ihrem Sofa verkriechen, Sie sind überall, die Laute kommen besudelt bei mir an, weil Sie sie unterwegs gehört haben. Sie haben sogar mein Gesicht weggenommen: Sie kennen es, und ich kenne es nicht. (...) Ich will meine Hölle wählen; ich will Sie mit offenen Augen ansehen und mit offenen Visier kämpfen.“ (27)

Der Andere sieht mich so, wie ich es von ihm erwarte. Er ist ein Vehikel meiner Angst, meines schlechten Gewissens, meiner Scham. Ich benutze ihn als Richter meiner selbst. Durch diese Projektion treibt mich der Andere, das Verdrängte offenzulegen. „Gleich werden wir nackt sein wie Würmer“, sagt Garcin. (27) „Na gut, wir werden bis zum Ende gehen müssen. Nackt wie Würmer: Ich will wissen, mit wem ich es zu tun habe.“ (28)

„Solange keiner von uns gestanden hat, warum er verurteilt wurde, wissen wir nichts.“ (28)

Die Geständnisse

Inés hat bei ihrem Vetter wohnend dessen Beziehung zu seiner Geliebten zerstört, weil er sie anwiderte.

„Garcin: Los! Los! Sie waren von ihm angewidert.

Ines: Nach und nach. Ein Wort hier, ein Wort da. Zum Beispiel schlürfte er beim Trinken; er blies durch die Nase in sein Glas. Kleinigkeiten. Oh, er war ein armer Kerl, verletzbar. Warum lächeln Sie?

Garcin: Weil ich nicht verletzbar bin.

Ines: Das wird sich zeigen. Ich bin in sie hineingeschlüpft, sie hat ihn mit meinen Augen gesehen ... Schließlich habe ich sie auf den Hals gehabt. Wir haben uns am anderen Ende der Stadt ein Zimmer genommen.

Garcin: Und dann?

Ines: Dann kam diese Straßenbahn. Ich sagte ihr jeden Tag: Tja, meine Kleine! Wir haben ihn umgebracht.

(...)

Eines Nachts ist sie aufgestanden; sie hat den Gashahn aufgedreht, ohne dass ich es merkte, und dann hat sie sich wieder zu mir gelegt. Das war's.“ (30)

Estelle hatte eine Affäre, die der Betreffende zu ernst nahm. Sie bekam ungewollt ein Kind von ihm.

„Estelle: Nein. Das Kind ist trotzdem gekommen. Ich habe fünf Monate in der Schweiz verbracht. Niemand hat etwas gewusst. Es war ein Mädchen. Roger war bei mir, als es geboren wurde. Er war froh, eine Tochter zu haben. Ich nicht.

Garcin: Und dann?

Estelle: Da war ein Balkon, über einem See. Ich habe einen großen Stein geholt. Er schrie: ‚Estelle, ich bitte dich, ich flehe dich an.‘ Ich hasste ihn. Er hat alles gesehen. Er hat sich über den Balkon gebeugt, und er hat die Ringe auf dem Wasser gesehen.

Garcin: Und dann?

Estelle: Das ist alles. Ich bin nach Paris zurückgefahren. Er hat gemacht, was er wollte.

Garcin: Er hat sich eine Kugel durch den Kopf geschossen?

Estelle: Ja, eben. Das war überhaupt nicht nötig; mein Mann hat nie etwas gemerkt.“ (32)

Garcin entpuppt sich als ein nicht ganz so mutiger Pazifist, der er gern gewesen wäre.

„Ich ... Ich hatte mich nicht ganz geweigert. (...) Ich habe den Zug genommen. Sie haben mich an der Grenze geschnappt.“ (40)

Garcin sieht sich von seinen Kollegen als Feigling verurteilt.

„Sie vergessen mich nicht. Sie werden zwar sterben, aber andere werden kommen und den Spruch übernehmen: Ich habe mein Leben in ihren Händen zurückgelassen.“ (42)

Garcin versucht das Vertrauen wenigstens einer Person, von Estelle, zu erlangen. Aber da ist ja noch eine dritte Person: Inés. Das Unterfangen Garcins muss misslingen. Die Situation eskaliert in wechselseitigen Vorwürfen, sie steigert sich zu einer von Hass erfüllten Atmosphäre. Garcin will den Raum verlassen. Die Tür ist geschlossen.

„Garcin *trommelt immer noch gegen die Tür*: Aufmachen! Aufmachen! Ich nehme alles hin: Beinschrauben, Zangen, flüssiges Blei, Halseisen, alles, was brennt, alles, was quält, ich will richtig leiden. Lieber hundert Stiche, lieber Peitsche, Vitriol als dieses abstrakte Leiden, dieses Schattenleiden, das einen streift, das einen streichelt und das niemals richtig weh tut. *Er greift nach dem Türgriff und rüttelt daran*. Wollen sie wohl aufmachen? *Die Tür geht plötzlich auf, und er fällt hin*. Hah!

Lange Stille.

Inés: Nun, Garcin? Gehen Sie doch.

Garcin *langsam*: Ich frage mich, warum diese Tür aufgegangen ist.

Inés: Worauf warten Sie denn? Gehen Sie schnell!

Garcin: Ich gehe nicht weg.

Inés: Und du, Estelle? *Estelle rührt sich nicht*. Inés *platzt heraus*: Also? Wer? Wer von uns dreien? Der Weg ist frei, wer hält uns zurück? Ha! Das ist ja zum Totlachen! Wir sind unzertrennlich.“ (44f.)

Garcin schließt die Tür.

„Garcin: Du weißt, was das Böse ist, die Schande, die Angst. Es hat Tage gegeben, wo du dir tief ins Herz gesehen hast – und das hat dich plötzlich fertiggemacht. Und am nächsten Tag wusstest du nicht mehr, was du davon halten solltest, es gelang dir nicht mehr, die Enthüllung des vergangenen Tages zu entziffern. Ja, du kennst den Preis des Bösen. Und du sagst, dass ich ein Feigling bin, dann weißt du, wovon du sprichst, nicht?

Inés: Ja

Garcin: Dich muss ich also überzeugen: Du bist von meiner Art. Konntest du dir vorstellen, dass ich weggehen würde? Ich konnte dich nicht hier lassen, triumphierend, mit all diesen Gedanken im Kopf; all diesen Gedanken, die mich betreffen.“ (45)

Inés ist sich ihrer Macht bewusst: „Du bist ein Feigling, Garcin, ein Feigling, weil ich es so will. Ich will es so, hörst du, ich will es! Und trotzdem, sieh doch, wie schwach ich bin, ein Hauch: ich bin nichts als der Blick, der dich sieht, als dieses farblose Denken, das dich denkt. *Er geht mit offenen Händen auf sie zu.* Ha! Sie öffnen sich, diese großen Männerhände. Aber was erhoffst du denn? Gedanken lassen sich mit Händen nicht fangen. Komm, du hast keine Wahl. Du musst mich überzeugen. Ich halte dich gefangen.“ (46f.)

„Garcin: Das stimmt tatsächlich, Inés. Du hältst mich gefangen, aber ich dich auch.“ (47)

Garcin will sich wieder Estelle nähern, begleitet vom Hohn Inés', der sich sicher ist, dass er sich ihrer Definitionsmacht nie entziehen kann.

„Garcin: Wird es denn nie Nacht?

Inés: Nie.

Garcin: Du wirst mich immer sehen?

Inés: Immer.

Garcin: (...) Also das ist die Hölle. Ich hätte es nie geglaubt ... Wisst ihr noch: Schwefel, Scheiterhaufen, Rost ... Was für Albernheiten. Ein Rost ist gar nicht nötig, die Hölle, das sind die anderen.“ (48)

Literatur:

Jean Paul Sartre, *Das Sein und das Nichts*, Reinbek bei Hamburg 1993

Jean Paul Sartre, *Der Existentialismus ist ein Humanismus*, In: *Der Existentialismus ist ein Humanismus und andere philosophische Essays 1943 – 1948* (hrsg. von Vincent von Wroblewsky), Reinbek bei Hamburg 2000

Jean Paul Sartre, *Geschlossene Gesellschaft*, in: *Stücke* hrsg. von Vincent von Wroblewsky, Leipzig 1989

Jean Paul Sartre, *Mythen schaffen*, in *Stücke* a.a.O.

Vincent von Wroblewsky, *Nachwort*, in *Stücke* a.a.O.